

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 51

Artikel: Der unnütze Mensch [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

20. Dezbr. 1919

== Weihnachtsglocken. ==

Von Richard Dehmel.

Weihnachtsglocken. Wieder, wieder
Sänftigt und bestürmt ihr mich.
Kommt, o kommt, ihr hohen Lieder,
Nehmt mich, überwältigt mich!

Daß ich in die Kniee fallen,
Daß ich wieder Kind sein kann,
Wie als Kind „herr Jesus“ lallen
Und die Hände falten kann.

Denn ich fühl's, die Liebe lebt,
Die mit ihm geboren worden,
Ob sie gleich von Tod zu Tod schwebt,
Obgleich er gekreuzigt worden.

Fühl's, wie alle Brüder werden,
Wenn wir hilflos, Mensch zu Menschen,
Stammeln: „Friede sei auf Erden
Und ein Wohlgefallen an den Menschen“.

== Der unnütze Mensch. ==

Erzählung von Ruth Waldstetter, Bern.

3

Berlin W., 24. Dezember.

Schwester, wie sind Sie schön und ganz Sie selber! Ihr Bild und Ihr Brief — es hat mir einen Wirrwarr ange-richtet! Aber es tut nichts — denken Sie das ja nicht! Ich spüre, daß ich lebe. Ich vergesse beinahe den Kerker.

Ich habe mich übrigens nicht ganz schlecht gehalten. Jeder hat sich rührend bemüht, das Fest erträglich zu machen! Mutter mit ihrer geschäftlichen Sachlichkeit wirkt immer entspannend: es wird alles selbstverständlich. Papa hatte schon mehr Mühe, aber es verlief alles planmäßig. Ich habe eine ganze Bibliothek erhalten, alles nach meinen Angaben natürlich. Schade, daß ich nicht anhaltend lesen kann. Mutter sagte zu Gerta: „Nun lies du Georg nur auch vor; es schadet dir gar nichts.“ Sie hat noch gestern angefangen wie ein gutes Tierchen: Tostoi! — Aber daß Sie mir Hölderlin schicken, das gehört zum Wohltun der Gedanken! Ich schrieb Ihnen wohl nie, daß ich solche Sehnsucht nach reiner, hoher Poesie habe? Auf mich wirkt das jetzt alles so unfehlbar, jede Schönheit, jede Trübung! Auch das wußten Sie, als sie mir das Motto schrieben: Das Beste vom Guten.

Und doch, Schwester, hatte ich mir noch einen kleinen — oder großen? — Wunsch auf Weihnachten aufgespart. Aber ich schrieb Ihnen schon, in mir ist etwas in Wirrwarr

geraten, und bis der sich gelegt hat, möchte ich den Wunsch nicht tun. Schwester, vor allem muß ich Ihnen sagen, daß mir Schneider wirklich leid tat, ich konnte mir aus Ihrem Brief so ganz die Lage denken. Auch was Sie mir von Ihrem „Posten“ schrieben, hat Sie mir so verständlich und lebendig gemacht! Nur um die Minute, als Sie dachten: „Ich bleibe“, habe ich den Kameraden beneidet. Nein, „beneidet“ ist zu häßlich; bloß, es war gestern den ganzen Tag eine kleine Trübung in mir. Als dann Ihr Bild kam, entstand der Wirrwarr. Nachts wurde er sogar schlimmer, ich tappte im Grundlosen. Bin ich lange kindisch gewesen? Streicht meine Krüppelhaftigkeit, dieses Lebendigtotsein, mein Mannestum aus, das der Persönlichkeit selbst? Nun schreibe ich Ihnen dies doch, aus Gewohnheit, dem besten Freund! Vielleicht zuviel. Ich lese Ihren letzten Brief und finde keine ganze Befriedigung. Sind's kleinliche Zweifel? Die eines Kranken, der an sich selber zweifelt? Nun, lesen Sie alles in mir!

Georg.

Reserve-Lazarett D. II, 24., abends.

Georg, was haben Sie sich ausgedacht! Schöneres und schöner Empfangenes hätte es nicht sein können! Nie werd' ich Ihnen diesen Gedanken vergessen! Ich wollte nur, Sie hätten die Fülle der Blumen sehen können! Der Saal war

so festlich damit. Ich habe allen beim Austeilen gesagt, daß ein Kamerad die Blumen schide. Da haben die Leute sie mit erstaunten stillen Augen angeschaut. Es war eine viel größere Freude, als wenn ein Gönner sie geschenkt hätte. Auch Schneider sah die Nelken nachdenklich mit seinen traurigen Augen an und sagte: „Wie? Von Nummer drei? Schicken wir ihm doch einen Zweig von unserm Tannenbaum!“ Da haben Sie ihn, samt der Karte mit allen Unterschriften; auch die drei Linkshänder haben ihr Bestes getan. Sie sehen, Sie waren wirklich bei uns. Noch am späteren Abend sagte Schneider plötzlich: „In diesem Alter sind sie so prächtig!“ Er erkundigte sich nach Ihnen. Sein Bruder war so alt wie Sie, als er ihn vor Kriegsbeginn zum letztenmal sah.

Unser Verzicht, Georg, war recht getan. Ich durfte an Weihnachten von meiner Schar nicht fort sein. Viele hatten einen schweren Abend. Wir bekamen Besuch von einem Künstlertrio, das Beethoven spielte. (Ein Mißverständnis, daß man an diesem Heimwehtag die Leute mit Musik noch mehr erweicht!) Auch Schneider, unser Weltmann, konnte die Fassung nicht bewahren. Beim Gutenachtsagen fragte er mich, ob ich am fünfundzwanzigsten nach Hause führe. Ich antwortete ihm, daß meine Mutter zu weit weg wohne und daß in diesem Jahr der Saal meine Familie sei. Veste sagte er nur: „Ja, hier sind Sie nötig“; aber das genügt uns, nicht wahr?

Georg, noch einmal muß ich Ihnen danken, daß Sie so zu uns gekommen, bei uns gewesen sind, bei mir und bei Ihren Kameraden. Darf ich Ihnen sagen, daß ich bei mir selber gedacht habe, wie unwirklich doch eigentlich der Kerker ist und wie stark die Wirkungen der Seele, die alles durchdringt! Georg, während ich mir vorstelle, wie Sie sich uns allen mitgeteilt haben, da kommt mir eine Idee, die mich ganz glücklich macht — wenn sie sich verwirklichen läßt. Es ist nämlich eine Weihnachtsbitte an Sie: die Frage, ob Sie sich uns noch mehr mitteilen wollen, mit Ihrer Fürsorge, mit „dem Ihnen“? Sehen Sie, ich muß hier oft die Leute in einen Alltag von schweren Sorgen hineinziehen lassen. Es gibt Fälle, die kein Recht auf eine Zulage zur Rente haben, die nicht einen neuen Beruf lernen können oder sonst zu „ertüchtigen“ sind und die nach Hause kommen mit dem Bewußtsein, zur Last zu fallen trotz ihrer Pension oder ihre Familie nicht mehr ernähren zu können. Die Sorgenmiene dieser Menschen tut mir im Herzen weh, und es brauchte oft nicht allzuviel, um die erste Verlegenheit zu bannen. Ich habe jetzt einen Orchestermusiker hier, einen stillen, blonden Menschen, der nächstens entlassen wird und dem ich den Kummer am Gesicht ablesen kann. Er hat einen Brustschuß. Der Sitz der Kugel ist so heikel, daß sie der Herzaktivität wegen nicht herausgenommen werden kann. Die Stelle ist sehr empfindlich, der Arm deshalb nicht ordentlich brauchbar, der Atem schmerzhaft, sogar die Erschütterung des Auftretens unendlich. Der ganze Mensch kann als affiziert gelten, man weiß nicht, wie's ausgeht und muß zuwarten. Neulich war die Frau da, zartes, kümmerliches Wesen. Ich nahm sie auf die Seite; sie hat zwei Kinder, brachte sich mit der Staatsunterstützung und mit Strickarbeit für die Kriegshilfe (zwölf Mark in der Woche bei größtem Fleiß!) spärlich mit den Kindern durch. Der Mann soll nichts von ihrer Heimarbeit

wissen. Wenn er zurück ist, muß besser gekocht und gegessen werden. Die Sorge ist da, wenigstens bis er Stunden findet und Notenkopierarbeit, die er versteht. Es ist ein Fall von ähnlichen. Können Sie helfen, Georg? Die Leute sind ganz vertrauenswürdig, und es liegt noch etwas von Künstlerertum, von besserer Geistigkeit und Sichnichtpreisgebenwollen über ihnen. Am Weihnachtsabend war er immer zwischen Genuß und Qual.

Wollen Sie? Und darf ich sagen, von wem? Er ist fein genug, um sich vor Ihnen nicht zu schämen; es wird ihm weniger peinlich sein als von „Angenannt“, den er in jedem Wittern würde. Sie brauchen nicht sehr tief zu greifen, und Sie werden die armen zwei, die jetzt mit Sorgen schlaflos liegen, so erleichtern! Was sagen Sie wohl dazu? Mir scheint, Sie leben nach und nach wieder mit „uns“ und breiten sich aus.

Gute Nacht, mein lieber Spender! Ich hoffe, Ihr Abend war erträglich! Vielleicht schlafen Ihre Eltern glücklich ein, daß Sie Ihnen einen Wunsch erfüllen konnten. Mich haben Sie hoch erfreut.

Schwester Nina.

Berlin W., 25. Dezember.

Schwester Nina, ich habe Ihren Brief von gestern in der Hand; ich sehe Sie, ganz Güte, Fürsorge und Klarheit. Sie denken an Schneiders Leid, an die Sorge des stillen Musikers, an meine Einsamkeit, an den schweren Abend der Vielen, und ich komme zu Ihnen mit einer Kleinlichkeit! Ich weiß nicht mehr ganz genau, was ich Ihnen schrieb, wie ich es schrieb; aber es schmerzt mich, daß ich „im Kerker“ kleinlich werde. Ich fühlte das schon oft; es quält mich, daß ich nicht auf der Höhe meiner selbst bin, sondern empfindlich, gereizt, nicht immer Gentleman. Ich klebe an Worten und Ereignissen und bin abhängig auch darin. Ja, meine Stimmung ist immer unter Null; die Körper- und Pflagemisere ist doch jeden Tag neu; in meinem Alter gewöhnt man sich nicht daran. Ich sage dies nicht zur Entschuldigung; ich sehe nur einen Gegensatz zwischen Ihrem klaren, unbeirrten Leben, das sich hier und dort mitteilen kann, und meiner Fesselung. Plötzlich bin ich alt, ganz alt, und ich sehe Sie fern stehen, in einem andern Kreis. . . . Uebrigens wollte ich dies nicht schreiben. Ich strebe ja nach der klaren Ruhe. Manchmal, aus großer Dichtung, fließt sie in mich über.

Neben all diesem, Schwester, hat es mir doch einen frohen Zug gegeben, daß ich ein Spender werden soll. (Die Eindrücke gehen so nebeneinander und durcheinander.)

26. Dezember.

Heute bin ich gut erwacht. Irgendein Plan war da, etwas Erfreuliches. Da kam es mir: unser Musicus! Was wird er dazu sagen? Bitten Sie ihn doch, daß er von zu Hause Ihnen schreibt, wie es ihm geht, wie er sich behilft mit seinen blauen Lappen! Von mir wird er sie nehmen; denn wir gehören zueinander, wir, die der Kerker drückt. Schwester, wenn ich noch einmal gesund würde, wie anders wäre das Leben! Ich würde unter die Menschen gehen, die jetzt meinesgleichen sind, und versuchen, sie glücklich zu machen.

Ich muß einmal mit Vater über seinen Standpunkt sprechen. Er ist reich und gut und teilt doch nicht an Hun-

derte mit... Den Musicus lassen wir nicht mehr fallen, nicht wahr? Ja, Ihre Idee war ausgezeichnet.

Schwester, glauben Sie mir, ich bin mit mir versöhnt: es soll nichts Kleineliches vor Ihre Güte treten. Lösen Sie meinen letzten Brief aus!

Immer derselbe:

Georg.

Reserve-Lazarett, D. II,
27. Dezember.

Mein Georg!

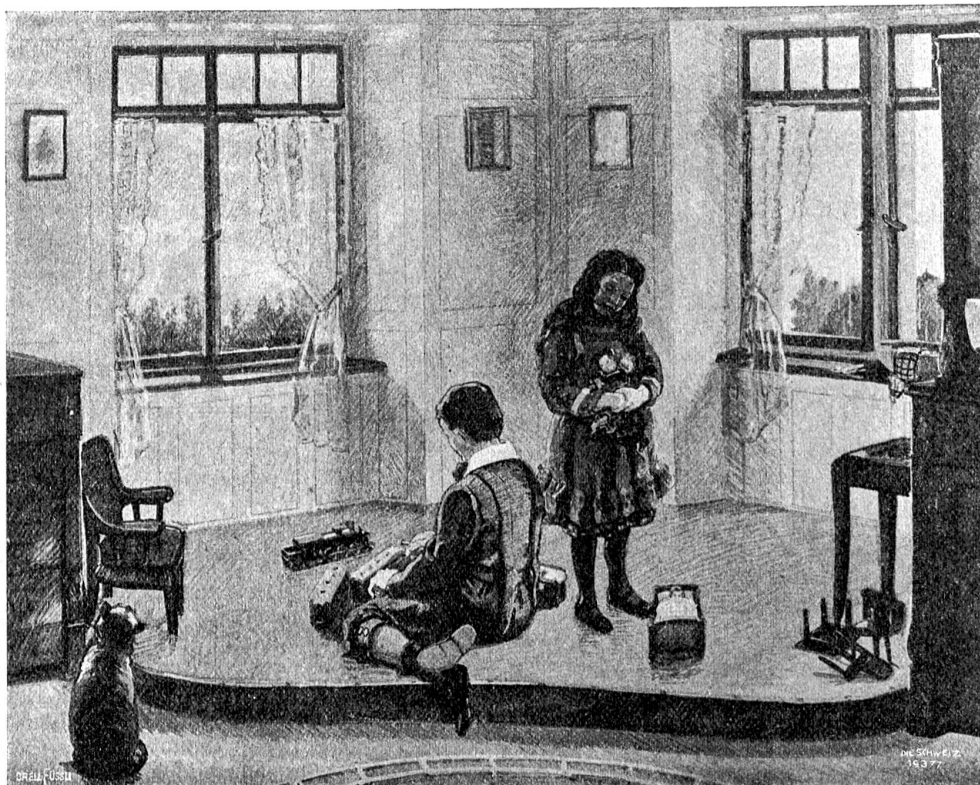
Schon seit zwei Tagen ist Ihr Weihnachtsbrief da, den ich so rasch beantwortet wollte, und nie kam die ruhige Stunde, in der ich mich hätte darüber setzen können. Rasch wollte ich Ihnen schreiben, um Ihnen zu sagen: Quälen Sie sich nicht, ich bitte Sie von ganzem Herzen! Nicht über Ihre eigenen Gedanken und nicht über Ihren Brief dürfen Sie sich quälen! Wenn ich Ihnen versichere: eine einzige Viertelstunde, nein, eine Minute des Beisammenseins, und alles das ist ausgelöscht — so ist dies nicht ein Ausweichen, sondern mein innerstes Wissen.

Aber noch mehr, Georg. Ich möchte Ihnen etwas Bestimmtes und Tatsächliches geben, das hier stehen soll für alle Stunden, in denen Sie etwa grüblerische Gedanken befallen, etwas, wie ich es nur Ihnen sagen kann, weil Sie aus dem Förmlichen und Scheinhaften herausgehoben sind in eine andere, reinere Welt.

Sie, mein innig lieber Pflegling, Sie haben mir das schönste Glück geschenkt und schenken es mir noch. Kann ich mehr sagen? Und wenn mein stärkstes Gefühl für Sie immer dies war, Sie „hindurchzutragen“, so war es ein glühendes Verlangen, nicht ein lauer Wunsch, und glühend ist es heute noch.

Damit Sie sich nicht mehr quälen, will ich's aufs Papier bringen, was in das stille Herz gehört. Ich war bei Ihnen, Georg, als Sie nichts von sich wußten und Ihr Körper nur ein einziger Schmerz war. Damals betrachtete ich Ihren Kopf, den ein reiner und feiner Geist geformt hatte. Dieser Geist jammerte mich unaussprechlich, so daß ich für den verlassenen Körper tat, was ich konnte. Allmählich kamen Sie zurück zu Ihrem Körper. Sie waren so, wie mir Ihr liebes Haupt vorausgezeigt hatte. Jeder Tag bewies und beweist es mir schöner. So hange ich mit Ihnen zusammen, so habe ich teil an Ihrem Geist und Ihrem Körper. Und wissen Sie nun, warum in der Pflege der niedrigste Dienst erhöht ist? Ich bin nun so, Georg: was leidet, das erscheint mir geweiht. Dies ist meine Antwort.

Wenn ich aber jetzt, wo der demütige Pflegedienst von



Karl Itzschner: „In der Fensterecke“.

einst wegfällt, Ihnen diese Gefinnung nicht genug zeigen konnte, so verzeihen Sie mir. Ich muß meine Briefe oft so rasch an Sie schreiben, alles zusammendrängen; der Ton kam vielleicht nicht immer aus einem ganz auf Sie gerichteten Sinn; denn die gegenwärtigen Aufgaben lassen mich nicht los.

Und nun Ihre Bitte??

Dankbar und glücklich

Ihre Schwester Nina.

Berlin W., 29. Dezember.

Schwester Nina, ich könnte anfangen, mein Unglück zu lieben. Ich küsse Ihren Brief.

Meine Bitte war, Sie möchten du zu mir sagen.

Ihr Georg, der Ihnen gehört.

Reserve-Lazarett D. II, 31. Dezember.

Hier hast Du das Du, lieber Mensch. Daß Du ein wenig glücklich bist, macht mich so froh! Ich küsse Dich auf die Stirn zum neuen Jahr. Heute bin ich so ganz bei Dir. Es sind Gedenktage um die Jahreswende. Letztes Jahr kämpften wir miteinander gegen Deine Trübsal; heute bist Du es, der mich froh macht.

Georg, Du schreibst mir neulich, Du habest Sehnsucht nach hoher, reiner Poesie, und aus großer Dichtung fliehe Ruhe in Dich über. Am Christfest hat man hier die Weihnachtsgeschichte vorgelesen. Dieser Geist und diese Sprache sind wie aus einer göttlichen Welt. Wenn Du Deine Abneigung gegen das sogenannte Religiöse nicht darauf beziehest, so würdest Du hier ein gewaltiges Erlebnis haben und eine reine Quelle für den Geist. Ich schide Dir ein Exemplar auf morgen — ohne Leseverpflichtung.

Auf alte Liebe im neuen Jahr!

Deine Schwester Nina.



Max Brack: Mädchenkopf.
(Aus dem Kunstsalon Ferd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)

Berlin W., 2. Januar.

Liebe Schwester Nina! So viel Augen und Kopf und Hand herhalten wollten, habe ich in Ihrem Luther-Testament gelesen. Es ist groß, wirklich eine Quelle, wie Sie sagen. Vieles Einzelne verstehe ich nicht. Aber die Strömung, die aus dem Ganzen dringt, trägt einen hoch. Merkwürdig, wie es oft unmittelbar an einen selber gerichtet scheint! Manches ist von frappanter Wahrheit. Ich lese heute weiter. Wenn ich's nur anhaltender könnte! Aber der Kopf ist doch mitangegriffen. Nicht das innerliche Denken, aber die Organe, das Gedächtnis und sogar die Verbindung zum Sprechen. Ich hab' es nun lang beobachtet, und das betrübt mich am meisten. Schwester Nina, ich hatte einen schlechten Jahreswechsel; aber Sie wissen ja alles. Sind Ihnen meine Gedanken begegnet?

Für Ihren guten, lieben Brief danke ich Ihnen. Ich unterlasse so oft, Ihnen zu danken. Und doch sind Ihre Briefe meine Gesellschaft; ich führe Gespräche mit Ihnen. Auch mit dem Bild; ich drehe nachts das Licht an — Extravorrichtung für den Arm — und sehe nach Ihrem Bild. Sie sind da. Ich träume weiter. Aber nach dem Brief (vom 27.) ist jeder Dank ein reines Nichts. Schwester Nina, womit verdiene ich's? Ich küsse Ihre Hände.

Ihr Georg.

Was macht der Musicus?

Berlin W., 5. Januar.

Ich habe weiter gelesen. Schwester, was ist das für ein Buch! Davon ahnte ich gar nichts. Wie es der Opferung entgegengeht, wird alles noch verklärter. Vieles ist mir unverständlich, und doch auch diese Stellen haben eine be-

zwingende Hoheit. Das Ganze war ein mächtiges Erlebnis. Ich muß Ihnen sagen: die einzelnen Worte tropften mir heiß ins Herz. Der Kerker war aufgelöst.

Das Buch bleibt dicht bei mir. Daß Sie es mir schickten, Schwester, ist kein Zufall. Sie erraten ja alles. Wann kommen Sie, daß wir über das Buch sprechen können? Und daß Sie mir endlich ganz nah sind?

Schwester, ich fürchte, Sie sind mehr überanstrengt, als Sie zugeben. Schreiben Sie mir die Wahrheit!

Es wartet einer auf Sie.

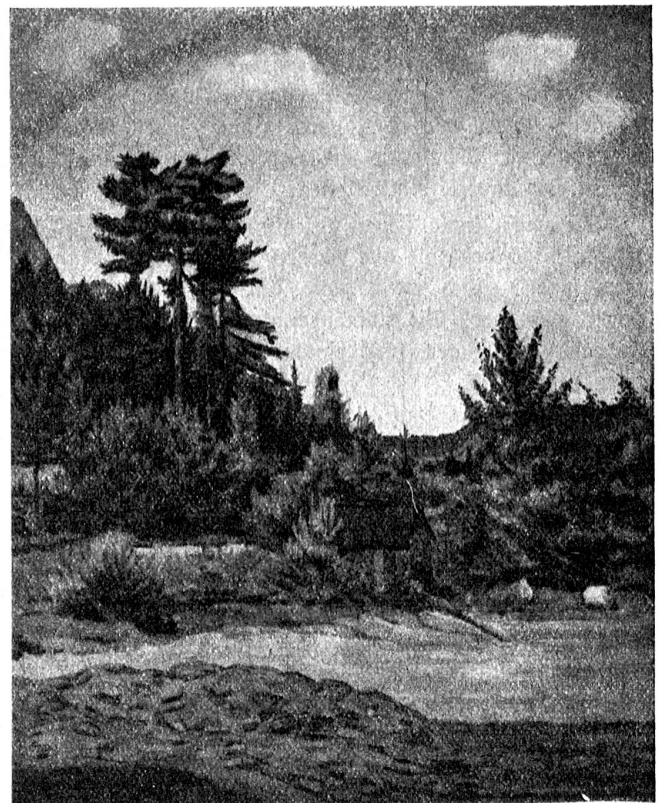
Georg.

(Schluß folgt.)

Max Brack.

Von F. W. Konrad.

Im Kunstsalon Ferd. Wyß in Bern stellt gegenwärtig der Berner Kunstmaler Max Brack eine Reihe von Arbeiten aus. Max Brack wurde im Jahre 1878 in Bern geboren. Er absolvierte hier das Realgymnasium, dann studierte er während drei Semestern Architektur in Stuttgart. Jetzt wurde er Maler. Als Schüler von Knirr hielt er sich von 1900 bis 1902 in München auf. Das Jahr 1903 brachte er in Florenz und Paris zu. Hierauf ließ er sich in Gstaad nieder. Seit 1911 ist Brack in Gwatt bei Thun ansässig. Von hier aus, der malerisch und landschaftlich reizenden Gegend am Thunersee, stammen denn auch viele der gegenwärtig zu einer bemerkenswerten Schau gesammelten Bilder Bracks. Mehrere enthalten den landschaftlichen Ausschnitt, wie er sich für das Auge des Künstlers als Atelierausblick gleichsam von selbst ergibt: die dicht mit Niedriggras bewachsene Gwattmatte (der Name Gwatt erinnert bekanntlich an Watte, d. h. leichte, moorige Uferpartie),



Max Brack: Kiesgrube I.
(Aus dem Kunstsalon Ferd. Wyß, Zeitglocken 4, Bern.)